

einmal so und einmal anders erscheint. Auch ist das fiktive Beispiel ders Verf., daß verschiedene Beobachter in unterschiedlich gefärbtem Licht die Gegenstände unterschiedlich sehen, keineswegs gegen das Kontradiktionsprinzip. Denn das behauptet ja gerade, daß etwas nicht zur gleichen Zeit und *unter denselben Bedingungen (Aspekten)* sein oder nicht sein kann. Es ist doch wohl offensichtlich, daß hier die Umstände verschieden sind. Im zweiten Abschnitt des 2. Teils wird die organismische Revolution des Denkens und der neue Weg zu einer integrativen Anthropologie dargestellt. Dabei ist es nicht wahr, daß „Darwins Abstammungslehre ... die Vorstellungslücke“ füllte, „die zwischen dem Unbelebten und den Ausformungen des Belebten klappte“ (98). Es ging Darwin gar nicht um die Frage der Biogenese, sondern um die Erklärung der Vielfalt der Arten aus einer supponierten Urform. Der dritte Teil schließlich entwickelt „Das neue Welt- und Daseinsverständnis“ (189–302). Dabei geht es im einzelnen um den Punkt „Omega oder die Größe der neuen Perspektive“ (191–232), „Im Widerschein der Zukunft“ (232–278) und endlich, wie schon in der Diskussion um den Seinsbegriff angedeutet, um den „neuen Wirklichkeitsbegriff“ (279–302). Hierzu einige Anmerkungen: Omega ist sicher nicht von Teilhard gewählt worden als letzter Buchstabe des griechischen Alphabets, als algebraisches Symbol, wie der Verf. S. 197 meint, sondern mit Bezug auf die Apokalypse des Johannes: „Ich bin das Alpha und das Omega, spricht Gott der Herr, der ist und der war und der kommt, der Herrscher über die ganze Schöpfung“ (Offb. 1, 8). Die Unfehlbarkeit des Papstes (250) ist strikt zu interpretieren, d. h. im engen Sinn, sie darf theologisch-epistemologisch nicht ausgedehnt werden über das hinaus, was definiert ist. S. 235 ist das hebräische Zitat falsch: es muß tohuwabo-hu heißen. Auf S. 309 ist die Formel der Lorentz-Kontraktion falsch erklärt. Es muß L_{∞} , L_0 , statt C_{∞} , C_0 heißen. Die Erklärung von „black box“ im behavioristischen Sinn ist unzutreffend. Es handelt sich nicht um die Meinung, daß die menschlichen intellektuellen und psychischen Fähigkeiten strukturlos, gleichsam eine tabula rasa seien, sondern daß der Verhaltensforscher nicht wissen kann, was darin vorgeht, und er deshalb nur das äußere Verhalten beschreiben kann. S. 201 und 314 wird Prophezeiung fälschlicherweise mit h geschrieben. Im Zusammenhang mit der evolutionären Erkenntnistheorie (285) wird Gerhard Vollmer überhaupt nicht genannt, obwohl er sicher der philosophisch klarste Vertreter dieser Theorie ist, keineswegs aber Rupert Riedl. Auf derselben Seite muß es heißen: „ebenso wie es unmöglich wäre, Mathematik zu treiben ohne Axiome“. Um das Buch trotz der zahlreichen Mängel mit Gewinn lesen zu können, sind profunde Kenntnisse in Naturwissenschaften, Philosophie und Theologie notwendig und ein kritischer Geist erforderlich. Die bessere Einführung in die Gedankenwelt Teilhard de Chardins bleibt weiterhin das Buch von A. Gläßer, „Konvergenz. Die Struktur der Weltsumme Pierre Teilhard de Chardins“ (1970).

R. KOLTERMANN S. J.

GOLLER, HANS, *Emotionspsychologie und Leib-Seele-Problem* (Münchener philosophische Studien NF 8). Stuttgart–Berlin–Köln: Kohlhammer 1992. 324 S.

Das Verhältnis von Gefühl und Vernunft (modern: von Emotion und Kognition) gehört ebenso wie das Leib-Seele-Problem zu den seit Plato und Aristoteles erörterten Grundfragen der Anthropologie, die nach der Verselbständigung der empirischen Psychologie als Erfahrungswissenschaft interdisziplinär reflektiert werden müssen. Dies ist das Ziel dieser Abhandlung, die sich in den ersten 4 Kapiteln mit dem Spannungsverhältnis von Emotion und Kognition und in einem 5. Kap. mit der Leib-Seele-Einheit befaßt.

Im 1. Kap. erläutert G., wie sich in der psychologischen Forschung ein syndromisches Verständnis von Emotion durchgesetzt hat, das Emotion als Reaktion mit vier Komponenten betrachtet, nämlich mit (1) Emotionserleben, (2) kognitiven Funktionen, (3) körperlichen Prozessen und (4) Verhalten (motorisch-expressiven Phänomenen). Dieser Rahmen erlaubt es dem Vf., die verwirrende Vielfalt von Forschungsansätzen und Einzeluntersuchungen als Beiträge mit speziellen – u. U. auch einseitigen – Schwerpunkten zu sehen und das Problem des Verhältnisses von Gefühl und Vernunft als Frage nach dem Interaktionsgefüge der vier Emotionskomponenten zu verstehen

und darum in den folgenden drei Kapiteln die Beziehungen zwischen Emotionserleben und (1) Körperprozessen, (2) Verhalten und (3) kognitiven Prozessen zu untersuchen. So sichtet G. im 2. Kap. die körperorientierten Emotionstheorien und die entsprechenden Experimente, indem er schildert, wie die Aufmerksamkeit von den zeitlichen und kausalen Beziehungen zwischen peripher-physiologischen Prozessen und dem Emotionserleben, auf die die James-Lange-Theorie und die Zwei-Faktoren-Theorie von Schachter und Singer sie gelenkt hatten, mit der Cannon-Bard-Theorie auf die zentralnervösen Prozesse und deren Beziehungen zu emotionsbezogenen Körperprozessen übergang. Die Auswertung und Diskussion der einschlägigen Untersuchungen erklärt u. a., daß Emotionen ungleich stärker als rein kognitive Prozesse mit peripheren körperlichen Prozessen des vegetativen Nervensystems verknüpft sind, das heißt an der Nahtstelle zwischen psychischen und somatischen Funktionen liegen. – Die von der James-Lange-Theorie angeregten Untersuchungen ergaben, daß für einige wenige Emotionen (Überraschung, Furcht, Ekel u. a.) spezifische vegetative und somatomuskuläre Reaktionsmuster existieren. Die Interozeptionsforschung zeigt, daß die berichteten Körpersymptome kulturell und individuell verschieden beschrieben werden und am stärksten mit generellen physiologischen Veränderungen (Blutdruck, Blutzuckerspiegel) korrelieren. In „zentralistischer“, gehirnphysiologischer Sicht stellt sich das alte Problem des Spannungsverhältnisses von Gefühl und Vernunft als Frage nach den Beziehungen der kortikalen Strukturen der Großhirnrinde zu den subkortikalen Strukturen (Thalamus, limbisches System u. a.). Die Tatsache, daß das limbische System als wichtigste neuronale Basis des Emotionserlebens ausgedehnte Verbindungen zu den Regulationszentren des vegetativen Nervensystems besitzt – im Gegensatz zum Kortex, dem solche Verbindungen fehlen –, erklärt die Eigenständigkeit und die begrenzte willentliche Beeinflussbarkeit von Emotionen. Darüber hinaus grenzt das limbische System den Herrschaftsbereich des über ihm thronenden Neocortex dadurch ein, daß es als Selektionsstelle für die Wahrnehmungen fungiert. – Im 3. Kap. sichtet der Autor die Theorien und Untersuchungen, die sich mit den Beziehungen zwischen Emotionserleben und Ausdrucksphänomenen (Verhalten) beschäftigt haben. Einerseits, so führt er aus, haben sich mit dieser Frage mehrere evolutionsbiologische Theorien befaßt, die im Gefolge von Darwin belegen wollten, daß Emotionen – funktionalistisch betrachtet – dem Überleben dienen. Die Diskussion der Ansätze von Hebb/Thomson, Tomkins, Plutchik, Bischof-Köhler und Bischof sowie ihrer Kritiker führt zu einem Ergebnis, das G. zu Recht als ein „neues Menschenbild“ wertet, das eine extreme Dichotomisierung von Emotion und Kognition als unbegründet erweist: Emotionen sind in hohem Maß adaptiv, weil sie starre Reiz-Reaktions-Folgen entkoppeln, von der Herrschaft der Triebe befreien und ein flexibles Verhalten ermöglichen. Sie sind nicht Reste einer niedrigeren, animalischen Entwicklungsstufe, die mehr und mehr den Kognitionen weichen werden, sondern ihre Zahl und ihre Ansprechbarkeit nimmt phylo- und ontogenetisch mit steigender Entwicklung zu. Der Mensch ist also das emotionalste und auch das rationalste Lebewesen. Andererseits haben nach G. Untersuchungen zur Mimik, Gestik, Körperhaltung und Stimmqualität, die im Rahmen von Ekmans neurokultureller Theorie der Emotion und von Izards Differentieller Emotionstheorie durchgeführt wurden, gezeigt, daß der Gesichtsausdruck für Freude, Trauer, Ärger, Wut, Ekel, Verachtung, Furcht und Überraschung kulturübergreifend universal ist. – Direkt mit der Beziehung zwischen Emotionserleben und kognitiven Prozessen und damit mit dem klassischen Spannungsverhältnis von Vernunft und Gefühl befaßt sich der Autor im 4. Kap. Die kognitiven Emotionstheorien, die ihren Vorläufer in Aristoteles haben und derzeit in der psychologischen Literatur sehr beachtet werden, nehmen an, daß – wie G. ausführt – kognitive Bewertungsprozesse die Entstehung und die Qualität des Emotionserlebens determinieren und eine notwendige Voraussetzung dafür bilden, wobei emotionale Zustände diese Prozesse beeinflussen können. Sie stimmen von Aristoteles bis zu den modernen Varianten von Arnold und Lazarus auch darin überein, daß diese Bewertungen meistens automatisch, unwillkürlich und unbewußt erfolgen. Ob dabei die Kognition oder die Emotion in der zeitlichen Abfolge zuerst ist, war Gegenstand der sog. Kognitions-Emotions-Debatte, zu der G. nach ausführlicher Darstellung und Würdigung bemerkt, daß sie das Problem weitgehend

falsch gestellt hat (nach Bischof geht es vor allem um die Beziehung von Emotion und Rationalität), daß sie aber Autoren wie Zajonc und Ulich dazu veranlaßte, gegen die kognitivistische Neigung, Emotionen lediglich als Epiphänomen von Erkenntnisakten zu betrachten, deren relative Eigenständigkeit und Unabhängigkeit im Verhältnis zur Kognition herauszuarbeiten. Erhellend sind die Hinweise des Vf. auf die Tendenz, den Kognitionsbegriff so weit zu fassen, daß das Eigenständige der Emotion, das schon Aristoteles richtig im Pathischen, im Betroffensein sah, in ihm aufgeht und übersehen wird. Abschließend stellt G. die Fähigkeit der Emotionsmodelle von Leventhal und Scherer heraus, die Rolle der (reflexähnlichen) sensomotorischen, der schematischen (auf emotionalen Schemata des Gedächtnisses beruhenden) sowie der begrifflichen (voll bewußten) Reizverarbeitung bei der Emotionsauslösung differenziert zu erklären. Da alle Komponenten der Emotion an das zentrale Nervensystem, zumal an die subkortikal-limbische Aktivierung bzw. Deaktivierung, d. h. an ein materielles Substrat gebunden sind, stellt sich auch in emotionspsychologischer Sicht die Frage, wie die Verschiedenheit und Einheit von Psychischem und Physischem im Menschen zu verstehen ist – was G. in einem 5. Kap. untersucht. Ausgehend von der Unvereinbarkeit der Annahmen eines (1) ontologischen Dualismus, einer (2) mentalen Verursachung und einer (3) kausalen Geschlossenheit des Bereichs physischer Phänomene (Bieri-Trilemma) erörtert er die philosophische Stringenz und die empirische Plausibilität der wichtigsten Lösungsvorschläge, die in den letzten Jahren dazu veröffentlicht wurden. So referiert und diskutiert er zuerst monistische Ansätze, die die mentalen Phänomene mit Phänomenen im Zentralen Nervensystem gleichsetzen (sie als deren bloße Innenseite betrachten: Identitätstheorien), d. h. jeden ontologischen Dualismus verwerfen. Er sieht diese Lösungsrichtung bei Lewis' materialistischer Arbeitshypothese, bei Nagels Physikalismus, bei Davidsons anomalem Monismus, bei Rortys eliminativem Materialismus, bei Bunges emergentistischem Materialismus und bei Putnams Funktionalismus. Dieser Abschnitt zeigt einerseits eine Fülle neuer Formen monistischen Denkens, andererseits aber auch deren Unzulänglichkeit. Um letzteres zu beweisen, prüft G. das Argument, das Anhänger der generellen Identitätstheorie für besonders überzeugend halten: das Idealmodell psychophysischer Korrelation, dem zufolge Emotionserlebnisse stets von den gleichen neuronalen Aktivitäten begleitet werden. Er kommt zu dem Schluß, daß die Beobachtungen der neurophysiologischen Emotionsforschung sowie die parallele Informationsverarbeitung und das „deterministische Chaos“ bei offenen Systemen eine genaue Zuordnung differenzierter Gefühlsqualitäten zu spezifischen Mustern neuraler Aktivität noch keineswegs erlauben und daß darüber hinaus eine solche Zuordnung andere Deutungen des Leib-Seele-Verhältnisses nicht ausschließen würde, d. h. nur eine notwendige, aber keine hinreichende empirische Bestätigung der generellen Identitätstheorie wäre. – In einem zweiten Hauptabschnitt sichtet der Autor wichtige dualistische Ansätze, nämlich die Wechselwirkungstheorie von Popper und Eccles, Linkes und Kurthens Plädoyer für einen „korrelationistischen psychocerebralen Parallelismus“ und den von Carrier und Mittelstraß vertretenen pragmatischen interaktionistischen Dualismus, der – ohne eine Zwei-Substanzen-Lehre – eine kausale Interaktion zwischen Mentalem und Physischem im Menschen annimmt. G. spricht sich aus folgenden Gründen für die Lösung von Carrier und Mittelstraß aus: Sie berücksichtige am überzeugendsten den heutigen Forschungsstand der Psychologie, anerkenne am besten die Subjektivität und Privatheit des Mentalen, vermeide – im Gegensatz zur Identitätstheorie – eine naive Gleichsetzung alltagspsychologischer Ereignisse mit physikalischen Ereignissen und erlaube eine Differenzierung des Kausalitätsbegriffs nach der Perspektive des Erlebenden und der des Handelnden (im Sinne von Ricken).

Kritisch zu bemerken ist, daß der Vf. den inneren Zusammenhang zwischen den beiden Schwerpunkten seiner Studie, der Emotionspsychologie und dem Leib-Seele-Problem, nur andeutet und auch die Übergänge und Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kapiteln nicht immer deutlich genug ausformuliert, so daß sie gelegentlich wie eigenständige, nur locker verbundene Blöcke wirken, obwohl sie Bausteine eines zusammenhängenden Verständnisses vom Menschen sind. Was jedoch diesen Mangel mehr als ausgleicht, ist die Tatsache, daß G. in diesem Buch zu zwei klassischen Fragen

der philosophischen und psychologischen Anthropologie neue relevante Untersuchungsergebnisse und Theorien sammelt, eine immense Fachliteratur kritisch durcharbeitet und daraus neue Perspektiven und Antworten gewinnt. So kann er manche alten Überlegungen zur Emotionalität, Rationalität und leibseelischen Einheit des Menschen konkreter und realitätsnäher beantworten und andererseits die erwähnten psychologischen Forschungen an ihre philosophischen Prämissen und Konsequenzen erinnern. G. bietet eine Zusammenschau, die in dieser Gründlichkeit und Kompetenz zu diesem Thema einmalig sein dürfte und zur Überwindung des tiefen Grabens zwischen philosophischen und psychologischen Erkenntnisbemühungen beitragen kann: ein Grundlagenwerk für alle anthropologisch Interessierten. B. GROM S. J.

SCHEELE, BRIGITTE, *Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände*. Grundriß einer epistemologischen Emotionstheorie. Tübingen: Franke 1990. 297 S.

Im Rahmen des Forschungsprogramms *Subjektive Theorien* (FST) formuliert die Autorin eine radikal kognitive Emotionstheorie. Den Ausgangspunkt dazu bildet das dem FST zugrundeliegende Menschenbild, das den Menschen als kognitiv konstruierendes und sinnkonstituierendes Subjekt begreift, das prinzipiell zu Reflexivität, Rationalität, sprachlicher Kommunikation und sozialer Interaktion fähig ist. Als kognitiver Konstruktivist wird der Mensch nicht primär durch die Umwelt determiniert, sondern moduliert diese. Dieses Bild des Menschen entspreche dem Selbstbild des Wissenschaftlers und beschreibe das Erkenntnis-Objekt strukturparallel zum Erkenntnis-Subjekt. In ihrer theoretischen Modellierung der Emotion auf dem Hintergrund dieses Menschenbildes lehnt S. jede an der „Außenansicht“ orientierte, naturwissenschaftlich empirische Vorgangsweise ab und wählt einen Zugang, der die wertende „Innenansicht“ erlebensnah zu erschließen und zu verstehen sucht. Mit Hilfe dieses methodischen Ansatzes will sie jede Dichotomisierung von Verstand und Gefühl, von Reflexivität und Emotionalität überwinden und die unechte Theorienkonkurrenz in der gegenwärtigen Emotionsforschung auflösen.

Im theoretischen Teil des Buches (1–103) zeigt die Autorin, wie die epistemologische Emotionstheorie klassische Probleme der Emotionsforschung zu lösen vermöge. Die Kernannahme der menschlichen Reflexivität sei beispielsweise für die Weiterentwicklung der bisherigen „kognitiven“ Emotionstheorien und zur Auflösung der Kognitions-Emotions-Debatte von Nutzen. Ausgangspunkt der epistemischen Emotionstheorie ist die These, „daß die (bewertende) Reflexivität des menschlichen Subjekts die für die (qualitative) Art und Differenziertheit des Emotionserlebens entscheidende Instanz darstellt“ (15). Den Begriff Reflexivität verwendet S. anstelle des Begriffes Bewußtsein bzw. Bewußtheit und versteht darunter kognitive Prozesse des Selbst- und Weltbezugs, die mit „awareness“ ablaufen, über die das reflexive Subjekt also Auskunft geben kann. Die Autorin möchte die Beziehung von Emotion, Kognition und Verhalten/Handeln theoretisch kohärent ausarbeiten, was bisher durch die fruchtlose und unentscheidbare Kognitions-Emotions-Debatte verhindert worden sei. Dieser Streit um den Vorrang der Kognition oder Emotion, das sogenannte Abfolgeproblem, sei aus der Welt, sobald man es als Definitionsproblem betrachte. S. sieht die Lösung dieser Kontroverse in der Radikalisierung der kognitiven Position im definitorischen Bereich: Gefühle sind weder prä- noch postkognitiv, sondern kognitiv. Sie konzipiert Emotion als „warme Kognition“, indem sie die in jedem emotionalen Erleben vorhandenen Bewertungsaspekte als den unvermeidbar kognitiven Anteil bei der Konstruktionsexplikation von Emotion betrachtet. Emotion definiert sie als Zustand der Bewertung von Selbst-Welt-Relationen unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe. Dieser Definition zufolge liest sich z. B. die Beschreibung von Angst so: „Antizipation von Ereignissen, die das Ich (Organismus oder Selbstkonzept) des Subjekts zumindest partiell zerstören (können) und für die dem Subjekt keine Vermeidungsmöglichkeit bekannt ist“ (49). Das „Warme“ bzw. das „Emotive“ der Emotionen entstehe unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe des Selbstkonzepts. Selbstverständlich sei der Begriff Bedürfnis nicht organismisch zu verstehen, sondern als persönlichkeitspezifische, relativ überdauernde Werthaltung. Wegen des „selbst“-bedeutsamen Inhaltes unterscheide sich Emotion als